



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ehrenberg, Hermann: Eine Frühlingsfahrt nach den Abruzzen und nach  
Apulien : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Es ist eine tiefbewegende Tragödie dieses Schicksal des einst so strahlenden Hoffräuleins und nun bethörten Mädchens, wie sie mit ihrer Schmach, mit ihrem Schmerze um die betrogne Liebe und um das tote Söhnchen von dem gebeugten Vater heimgeholt wird, und dabei als wärmender Sonnenstrahl die Liebe der ältern Schwester, die ihr bei all ihren Irrwegen die Treue hielt.

Ferner werden uns Briefe des Veters Sir Richard Leveson, des Admirals, an Lady Anne mitgeteilt, voll frischer Natürlichkeit und Anhänglichkeit. Dann (als Anne Witwe geworden war) neue Bewerbungen um die gewiß nicht sehr günstig situierte, mit Kindern reich gesegnete Frau, die aber nur für ihre Kinder zu leben und zu sorgen fortfährt. So fließt ihr Leben dahin, still und segensreich, in ihrer anspruchslosen Zurückgezogenheit doch ein Ruhepunkt für alle, die ihr näher treten. Das Leben und Walten von Anne Lady Newdegate, der Schwester Mary Fittons, ist für die Shakespeareforschung nur von möglicher und auch dann nur von mittelbarer Bedeutung. Wer aber, nicht im Dienste nüchternen Forschers gebunden, seiner Lust zum Fabulieren freien Flug gewähren darf und einen historischen Roman aus der Shakespearezeit wagen will, der wird in dem Geplauder des Familienarchivs zu Arbury gar manche wertvolle Anregung dazu finden. Ich glaube freilich, unser sinniges Publikum wird aus dem Buche der Lady Newdigate-Newdegate allein schon Genuß schöpfen können, aus diesem Spiegelbilde ungeschmückten, schönen Menschentums, wie es sich in der großen Zeit der Elisabeth und Shakespeares in der Stille eines englischen Landbesitzes offenbart hat.



## Eine Frühlingsfahrt nach den Abruzzen und nach Apulien

Von Hermann Ehrenberg

(Fortsetzung)



inen besondern Genuß gewinnt man, wenn man an der romanischen Kirche S. Angelo vorbei zum hochgelegnen Kastell emporsteigt; hier wird man fast geblendet durch den Anblick der unmittelbar vor uns aufragenden, im weißesten Schnee erglänzenden Monti Sibillini und des Gran Sasso, während in der Tiefe die vieltürmige Stadt und nach dem Meere zu das wohlgepflegte Thal des Tronto sichtbar werden. Und sodann, wenn man in der Stadt

zur Flußbrücke gelangt, die ebenso wie ein Teil der Stadtmauer und ein Stadttor (porta Romana mit Wasserleitungsbogen) noch aus der römischen Kaiserzeit stammt. Sie führt in kühnem Bogen über den in der tiefen Felschlucht brausenden Tronto, der, wie man deutlich erkennen kann, seit der Römerzeit sein Bett wesentlich vertieft hat; schroff fallen die Ufer ab, in ihren Schluchten hier und da üppigem Pflanzenwuchs Raum gewährend oder durch hervorstürzende kleine Wasserfälle belebt. Die eigne Art und Schönheit dieses von uralten Bäumen, Palästen und Kirchen umrahmten Landschaftsbildes läßt sich umso weniger beschreiben, als sich der Zauber eines die Sprache der Jahrtausende redenden Bodens immer nur an Ort und Stelle ganz empfinden läßt.

Auf unsern Wegen in Ascoli war uns wiederholt ein Mann begegnet und aufgefallen, der uns als der echte Typus eines Abruzzenräubers erschienen war, so wie er unsrer Phantasie vorzuschweben pflegt: dunkle Hautfarbe, tief-schwarzes, starkes, fast struppiges volles Haupt- und Barthaar, funkelnde Augen und einfarbig blauer Sackanzug von grobem Bauerntuch. Der Mann hatte uns in seiner wilden Erscheinung viel Vergnügen bereitet; ein leichtes Gruseln aber überkam uns doch, als dieser Mann zu unserm Kutscher für die Wagenfahrt, die wir am nächsten Tage unternehmen wollten, bestimmt wurde. Indessen überwand das gute Zeugnis, das ihm von unserm Freunde Gabrielli ausgestellt wurde, unsre Bedenken und Besorgnisse, und unser Vertrauen wurde denn auch nicht getäuscht. Der Abruzzenräuber erwies sich als ein ganz bescheidner, brauchbarer Mensch, der uns nach alter Kutscherfitt auf jede Stelle aufmerksam machte, an der einmal vor Jahren jemand verunglückt war, uns selbst aber trotz flottenfahrens vor jeglichem Schaden sorgsam behütete. Es ging nach Teramo, einem mehr als 30 Kilometer südlich liegenden Bischofsitz. Die Fahrt war wonnig. Größere Anhöhen mußten genommen werden; an fruchtbaren Feldern, schönen Landschaften, trefflichen Obstgärten und einem wunderbar malerischen Felsenest, Namens Civitella del Tronto, mit riesiger Fortezza ging es vorüber. Dazu eine frische, gewürzige Luft, in der unzählige Singvögel ihre Lieder erschallen ließen!

Teramo selbst bietet nicht viel, es ist ein dürftiger Ort mit geringer Gewerbtätigkeit; an vergangne Zeiten erinnern im wesentlichen nur das romanische Hauptportal des Doms und in ihm eine große Goldschmiedearbeit aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Dafür war der Gasthof zum Gärtchen (giardinetto) weit besser, als man es hätte erwarten können: Bepflegung, Zimmereinrichtung und Bedienung waren tadellos. Wären wir doch hier zur Nacht geblieben! Unser Reiseplan führte uns statt dessen am Abend noch nach dem wiederum 30 Kilometer südlich liegenden Atri, die Wagenfahrt war zwar schön, zumal da sich nach Sonnenuntergang Tausende und aber Tausende hellglühender Leuchtkäferchen einstellten — ein wundervoll magisches Schauspiel —, aber in der Stadt selbst war der „bessere“ Gasthof wegen eines

am nächsten Tage stattfindenden Festes völlig besetzt, und wir mußten wohl oder übel mit dem zweiten vorlieb nehmen. Er ließ an ursprünglicher Einfachheit und Unsauberkeit nichts zu wünschen übrig. Aber für alle Unannehmlichkeiten wurden wir durch die Komik unsrer Lage reichlich entschädigt. Unser Erscheinen in diesem Albergo, der bis dahin wohl noch niemals ein fremdländisches Ehepaar in seinen Mauern gesehen hatte, gestaltete sich zu einem Ereignisse ersten Ranges. Von der Straße ab scharte sich bis zum piano nobile auf der weiten, großen Steintreppe die Einwohnerschaft der umliegenden Straßen, Alt und Jung, zusammen, im kleinen Gastzimmer erschienen die Honoratioren des Städtchens, um uns Artigkeiten aller Art zu erweisen; das beste Zimmer, der Familiensalon, wurde für uns hergerichtet, vier alte Weiber, Schwestern oder Tanten des Wirts, Hausgenossinnen nach italienischer Art, sämtlich reif, im zweiten Teile des Faust ohne weitere Maskierung und Uniformierung sofort als Phorkyas aufzutreten, veranstalteten auf meinen Wunsch eine große inondazione\*) — aber so gut gemeint und ergötzlich das alles war, eine rechte Befriedigung vermochte bei uns nicht durchzudringen, da sämtliche Männlein und Weiblein (und es waren ihrer recht viele, es war ein fortwährendes Kommen und Gehen) eine lähmende Leichenbittermiene in ihren Gesichtern zur Schau trugen.

Leise geflüsterte Worte wie grande complicazione u. Ä. drangen an mein Ohr, und da man vorzugsweise mit Geschäftigkeit ein Nachbarzimmer aufsuchte, das jedesmal behutsam geschlossen wurde, so lag nichts näher als die Vermutung, daß hier ein Schwerkranker läge, dessen Ableben in den nächsten Stunden zu erwarten sei. Und als ich gar auf meine Frage, ob jemand im Hause unwohl sei, die Antwort erhielt: Jawohl, der Vater der Wirtin, war meine Vermutung zur Gewißheit geworden. Man stelle sich vor, welche Gefühle sich unjer bemächtigten, und mit welchen Empfindungen wir der kommenden Nacht entgegensahen! Ich wurde ernstlich beunruhigt und war schon recht verzweifelt, als sich das Mißverständnis, denn um ein solches handelte es sich, auflöste und erklärte. Allerdings war jemand schwerkrank, aber das war ein guter Freund des Wirts, der in einer ganz andern Straße wohnte; der Schwiegervater dagegen litt nur an einer malattia d'ansietà, wie man sie sehr possierlich unschrieb, die sich für den alten Herrn natürlich des Abends besonders fühlbar machte. Ich bedaure, daß mir nicht die Gabe verliehen ist, den Wirrwarr und das Durcheinander und die verschiednen dabei beteiligten Persönlichkeiten mit vollen Farben zu schildern; auf keinem Theater kann es bunter und seltsamer zugehen als an jenem Abende im albergo nuovo zu Atri. Die vier Parzen, der pffiffig sein wollende und doch recht

\*) Eine Überschwemmung, ein Scheuern des Fußbodens; ein erprobtes Mittel, um den Übermut gewisser kleiner nächtlicher Ruhestörer zu dämpfen.

dumme Wirt, der angstgequälte Vater, die niedliche aber unordentliche Wirtin, das brüllende Zweimonatsbaby, die zahlreichen, wechselweis auftauchenden und verschwindenden Freunde — Goldoni, Molière und Shakespeare hätten ihre helle Freude gehabt, hätten sie dieses köstliche Zusammenspiel gesehen.

Am nächsten Morgen gab es ein hübsches Fest, zu dem zahlreiche Landleute in den alten bunten Trachten auf Eseln nach der 424 Meter über dem Meere auf einer Bergkuppe liegenden Stadt heraufgeritten kamen. Dabei stellte es sich — echt italienisch! — heraus, daß sich der armelige kleine Ort eine eigne uniformierte Musikkapelle hielt, die auf Straßen und Plätzen ihre Weisen erschallen ließ, und auch im übrigen legt das Städtlein augenscheinlich Wert darauf, als ein kulturförderndes, auf der Höhe der Zeit stehendes Zentrum zu gelten, indem es seit kurzem Acetylgas als öffentliche Beleuchtung eingeführt hat! Kunstgeschichtlich ist der Dom recht beachtenswert, sowohl als Gebäude (in den antiken Tempelunterbauten eine mittelalterliche ausgemalte Krypta), wie auch wegen der Wandgemälde im Chor aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Das beste an der Stadt aber ist die Aussicht auf das Meer und den Gran Sasso, die wirklich wundervoll ist.

Auf der ganzen bisher beschriebnen Strecke ist auch die Benutzung der Hauptbahnlinie, von der nach der Mehrzahl der oben genannten Städte Zweigbahnen abgehen, sehr angenehm. Die Schienen führen fast immer dicht am Meere entlang, sodaß man nach Osten die große Wasserfläche der Adria vor sich hat, die erfrischende Meeresluft genießen und sich an den altertümlichen, buntfarbigen Fischerbooten erfreuen kann, während sich auf der andern Seite Blicke auf die paradiesisch schönen Bergabhänge und Täler, auf Städte und Burgen und ab und zu auf die gewaltigen Felsriesen der Apenninen eröffnen.

Auf der zweiten Strecke, von Castellammare bis Chiunti, rückt das Hochgebirge weiter von der Adria ab und entsendet nicht mehr Querriegel bis zu ihr hin, die Meeresküste wird vielmehr in geringer Entfernung von einem niedrigen (etwa 200 Meter), ziemlich schroff abfallenden Höhenzuge begleitet, der leise in Kurven geschwungen ist und hier und da in das Meer vorspringt. Wasser und Land zeigen also eine unbedeutende Entwicklung, und es ist beachtenswert genug, daß auch die geschichtliche Vergangenheit dieser Landschaft unbedeutend ist, und die wenigen hier gelegnen Städte (ich nenne Ortona, Vasto d'Alimone, Termoli) verhältnismäßig nur klein sind. Immerhin ist selbst hier die Gegend keineswegs reizlos. Ich vermag nur auf Grund meiner Eisenbahnreise zu urteilen, aber da die Züge nicht allzu schnell fahren und auf den Haltestellen recht lange zu verweilen pflegen, so gewinnt man, besonders wenn man, wie ich, die Strecke bald hintereinander zweimal befährt, einen gewissen Eindruck von der Gegend, und der geht dahin, daß sie sich durch eine ungewöhnliche Anmut auszeichnet. Darüber giebt es eine vor kurzem erschienene klassische, fein empfundne Schilderung von Gabriele d'Annunzio, wohl dem größten gegenwärtigen

Schriftsteller Italiens, der einen gewichtigen Abschnitt seines Trionfo della morte hierher verlegt; und es ist noch gar nicht ausgeschlossen, daß sich unter dem nachhaltigen Eindruck, den dieser Roman allenthalben hervorgerufen hat, im folgenden Jahrhundert hier ein lebhafterer Seebadeverkehr erschließen wird. Die äußern Voraussetzungen sind günstig, der flache, sandige Strand ist zum Baden wie geschaffen, und die etwas nördlich, unweit von Ascoli liegenden Stabilimenti di bagno zu Grottammare scheinen sich schon einer zunehmenden Beliebtheit zu erfreuen.

Und wie diese Gegend durch den bedeutendsten Dichter des heutigen Italiens auf das begeistertste gepriesen ist, so entnimmt ihr der gefeiertste italienische Maler der Gegenwart, Francesco Paolo Michetti, der Freund d'Annunzios, mit Vorliebe die Motive zu seinen Werken; in das nahe bei Pescara liegende Chieti führte er uns 1877 auf seiner farbensprühenden Corpus-Domini-Prozession, die jetzt im Besitze des deutschen Kaisers ist, und das hoch über dem Meere, gleichfalls dicht bei Pescara gelegne Städtchen Francavilla, das mit seinem Kirchturm und namentlich mit dem verfallnen Gemäuer seiner alten, hochromantischen Burg auf uns einen unbeschreiblichen, unauslöschlich tiefen Eindruck gemacht hat, ist von Michetti unzähligemale geschildert worden. Es ist bezeichnend für den Künstler, daß er sich diesen Ort zum dauernden Aufenthalt erwählt hat. Mit seinem Ernst und seiner Schweigsamkeit steht er in der fröhlichen Schar seiner Fachgenossen recht vereinzelt da, er hat etwas Moltkisches an sich und ähnelt unserm Heerführer auch darin, daß er keine Gelegenheit zur Erweiterung seiner allgemeinen Bildung und Vertiefung seiner Persönlichkeit vorübergehen läßt. So wurde er, als ich ihn vor mehreren Jahren in Taormina kennen lernte, nicht müde, sich in unserm deutschen Kreise mit deutscher Musik vertraut zu machen und in den Geist von Richard Wagners Nibelungen und Parsifal zu versenken. Es wird mir unvergeßlich bleiben, wie er mit seinem feingeschnittnen Gesichte andächtig unter uns saß und ergriffen den fremden Lauten lauschte. Wer jemals diese herbe, strenge und doch so fesselnde und liebenswürdige Persönlichkeit kennen gelernt hat, wird es durchaus begreifen, daß sie sich von dem lärmenden Getriebe der großen Welt abgestoßen fühlt und lieber in der Einsamkeit der alten Heimat weilt. Und nur in der stolzen, feierlichen Größe dieser herrlichen Abruzzenlandschaft konnten sich seine Gaben zu der erhabnen Vollkommenheit entfalten, die die ganze gebildete Welt seit zwei Jahren in seiner „Tochter des Sorio“ bewundert.

Bei Chienti, bald hinter Termoli, an der Mündung des Fortore wendet sich die Bahn vom Meere ab und erreicht damit die dritte der oben von mir bezeichneten Strecken. Sie durchschneidet ein niedriges Waldgestrüpp, das stellenweise an eine ostpreussische Heide erinnert, sodann ein übelduftendes Sumpfsgebiet (in der Nähe Lagunenbildungen!) und schwenkt schließlich in die große apulische Ebene, den berühmten Tavoliere di Puglia ein.

Dieser Tavoliere ist in der That, wie es der Name andeutet, ein Tafelland, dessen Größe Gregorovius in seiner noch heute lesenswerten, wenngleich selbstverständlich nicht durchweg einwandfreien Schilderung Apuliens (Wanderjahre in Italien, Band V) mit 300 000 Hektar angiebt. Das Gelände ist fruchtbar und wohlgeeignet, eine Kornkammer Italiens zu werden, aber es fehlt an Wasser, zu dessen Beschaffung eine künstliche, natürlich recht kostspielige Veriefelung durchgeführt werden müßte. Auch ist zu beachten, daß die gute Bodenschicht nur eine Tiefe von 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Meter hat und unter ihr sofort ein hartes Kalklager beginnt; infolge dessen ist weithin kein Baum, ja kaum ein Strauch zu sehen, und häufig bringt bloß die bescheidne und doch so gewaltig aufstrebende Senfpflanze Abwechslung in das einförmige Bild der Landschaft. Seit uralten Zeiten ist dieser Tavoliere Weideland; man berechnet die Zahl der Schafe, die z. B. Ende des sechzehnten Jahrhunderts hier geweidet wurden, auf  $4\frac{1}{2}$  Millionen. Auch heute noch ist der Tierbestand beträchtlich, obgleich sich in den letzten drei Jahrzehnten (im Zusammenhange mit dem Rückgang der Wollpreise und gefördert durch eine lebhaft theoretisch-literarische Erörterung über die so wünschenswerte wirtschaftliche Hebung des Tavoliere) der Weizenbau mehr und mehr ausgedehnt hat. Wir kamen im Mai, zur Zeit des Hauptjahrmarkts, der Fiera, hierher, die den wichtigsten Einschnitt in dem Wirtschaftsjahre Apuliens bedeutet. Bei dieser Gelegenheit wird alles verkäufliche Vieh nach Foggia, dem Mittelpunkte des Weidelands, getrieben, und es eröffnen sich hierbei Bilder, die die Phantasie unmittelbar nach Arabien geleiten. Wie die riesigen Tierherden, von lanzenbewehrten Reitern geführt, in dichte Staubwolken gehüllt, auf den Landstraßen dahinziehen, und wie sie vor den Mauern der Stadt karawansereiartig lagern, das ist nicht im mindesten mehr europäisch, sondern orientalisches.

Ganz besonders fesselten mich die tratturi (delle pecore). Im Hochsommer nämlich, wenn das Weidegras verdorrt, werden die Herden nördlich in das Abruzzengebirge getrieben, wo sie bis Oktober verweilen. Um diesen gewaltigen Heereskörpern nun die erforderliche Marschmöglichkeit zu gewähren, hat man schon vor Jahrhunderten Treibwege von einer Breite ungefähr von 40 bis 120 Metern geschaffen, die lediglich durch niedrige Steinmauern auf den Längsseiten kenntlich gemacht, im übrigen durchaus nicht etwa fahrstraßenmäßig bearbeitet sind, sondern einfach Weideland darstellen; nicht einmal gelegentliche Felsblöcke sind beseitigt, eine Fahrrinne ist zwar vorhanden, aber sie ist holprig und schlecht. Von einem Kutschiervergnügen kann hier also keine Rede sein; umso tiefer ist der Eindruck, den diese Tratturi in geschichtlicher Hinsicht hervorrufen. Wie altertümlich sind die Wirtschaftsformen, die derartige Treibpfade zur Voraussetzung haben, wie lebendig wird hier der konservative Charakter des italienischen Landmanns jedem vor Augen geführt!

Foggia, der schon erwähnte Hauptort dieses apulischen Landes, bietet als

Stadt herzlich wenig; es ist unter den „Staliensfahrern“ als langweilig verrufen. Und doch hat es eine Merkwürdigkeit, die gerade für uns Deutsche von der größten Anziehungskraft ist. In einer kleinen Nebenstraße, der Via Pescheria, sieht man inmitten einer unbedeutenden, armseligen Häuserreihe ein großes, altertümliches, ganz in romanischem Stil gehaltenes Portal, dessen mittelalterliche Inschriften uns verkünden, daß es einst der Eingang war zu dem Schlosse eines der glänzendsten Herrscher der ganzen Weltgeschichte — unsers Hohenstaufenkaisers Friedrichs II., der ja bekanntlich Deutschland fast ganz entfremdet war und sich mit Vorliebe in Südditalien aufgehalten hat. Um seine Wohnsitze oder deren Reste zu sehen, hatte ich vornehmlich den Abstecher nach Apulien unternommen. Daß sich ein so feingebildeter, üppig lebender Fürst hier besonders wohlgeföhlt hat, darf als ein neuer Beleg gelten für die Ausführlungen des verstorbenen W. G. Kiehl in seinen „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten“ über die erstaunlichen Schwankungen, die der landschaftliche Geschmack im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat; denn für unser heutiges Auge bietet unter den italienischen Provinzen Apulien gerade die allergeringsten Reize dar. Wollen wir einen so auffallenden Gegensatz richtig würdigen, so dürfen wir nicht vergessen, daß bei uns im letzten Jahrzehnt das Verständnis für die landschaftlichen Schönheiten der Ebene sehr zu steigen begonnen hat, daß man sich heute an einfachen Wiesen in einem Grade künstlerisch zu erfreuen vermag, den man noch vor zwei oder drei Jahrzehnten auch nicht entfernt zu ahnen imstande war, und daß die großen holländischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts, Rembrandt an der Spitze, in der Schilderung des flachen Landes zum Teil ihre höchste Kraft bekunden. Es muß für Friedrich einen besondern Genuß gewährt haben, von den Zinnen seiner Schlösser die Blicke möglichst in die Ferne schweifen zu lassen; seiner hochbegabten Herrennatur mag größte Weitträumigkeit am meisten zugesagt haben. Die Vorstellung hiervon wurde in mir besonders lebendig, als ich das am schönsten erhaltne seiner Schlösser, das Castello del Monte, besuchte. Es liegt etwa 80 Kilometer südlich von Foggia und schon mitten in dem vierten Abschnitt der südadriatischen Küste Italiens.

Hat man von Foggia aus das weltberühmte Schlachtfeld von Cannä und die weniger berühmte, aber durch ihre Lose gleichfalls recht bekannt gewordne Hafenstadt Barletta berührt, so gelangt man in ein Gebiet von wesentlich anderer Art als der des Tavoliere. Hohe Berge fehlen auch hier, aber wir haben kein flaches Tafelland mehr vor uns, sondern das Gelände steigt vom Meere zu dem 680 Meter erreichenden Höhenzuge der Murgie sanft und allmählich empor, und an der Stelle von unermesslichen Weidetriften finden wir unübersehbare, schier endlose Weingärten. Wer freilich bei ihrem Besuche den poetischen Zauber erwarten sollte, der ihn in den Weinlauben Oberitaliens oder in den rebengeschmückten Feldern Toskanas umwoben hat, der darf sich auf

eine Enttäuschung gefaßt machen. Die Anpflanzung und Pflege des Rebstocks entspricht mehr unsrer deutschen als der oberitalienischen Sitte; der einzelne Stock wird niedrig gehalten, an einem Pfahl befestigt und mit keinem andern Stock verbunden. Infolge der Fruchtbarkeit des Bodens sät man zwischen die einzelnen Stöcke noch Weizen, und zwar so, daß die aufgegangnen Halme immer ein Büschel bilden, das von einer großen Faust umspannt werden kann; würde man den Samen in langgezognen Furchen austreuen wollen, so würde es schwer fallen, die Halme zu schlagen oder zu schneiden. Außerdem pflanzt man aber mitten in die Weinberge Nußbäume, Granaten-, Feigen- und Mandelbäume; ja selbst Eichen finden sich in ihnen.

Eine besondre Merkwürdigkeit sind die *caseddhe*, kegelförmige Hütten, die aus ungeglätteten Kalksteinstücken roh und urtümlich ohne Mörtelverband\*) aufgetürmt sind und allenthalben verstreut hier und dort stehen; die große Zahl dieser seltsamen, kleinen, abgerundeten Pyramiden giebt dem Gelände ein fremdartiges, den Neuling völlig überraschendes Gepräge, erklärt sich aber leicht aus dem Umstande, daß es hier Dörfer so gut wie gar nicht giebt, sondern nur große volkreiche Städte (von 30000 bis 50000 Einwohnern), die je etwa 12 bis 15 Kilometer von einander entfernt liegen, sodas den Feldarbeitern die Möglichkeit eines Unterschlupfes bei plötzlichem Unwetter und den Wächtern in der Zeit der Traubenreife ein Nachtquartier geboten werden muß. Viele Meilen weit gleicht die Landschaft dem hier entworfenen Bilde, das nur in südlicher Richtung durch große Ölbaumpflanzungen eine Änderung erfährt. Doch darf man sie sich durchaus nicht langweilig vorstellen. Sie hat ihren eignen Reiz. Von dem intimen Zauber der toskanischen und Trentiner Gefilde grundverschieden, beruht er auf der Weiträumigkeit, die sich infolge der schrägen Abdachung des bebauten Geländes und der Meeresnähe in überwältigendem Maße offenbart, zumal da man hier meist den landesüblichen hohen, offenen und deshalb eine vollkommene Aussicht gewährenden sogenannten *Sciarrabas* (spr. *Scharrabah*, aus dem französischen\*\*) *char à banc*; im Neapolitanischen: *corricolo*) benutzt.

Unsre Fahrt auf diesem zweirädrigen, von der heutigen Kultur noch völlig

\*) Wir sahen einige solcher Hütten gerade im Bau. Es wird ein innerer und ein äußerer Kreis von den Steinen, die ungefähr die Größe unsrer Ziegelsteine haben (breiter aber weniger hoch), schichtweise aufgeführt und der Zwischenraum durch regellose Steinpackung ausgefüllt. Die Mauer mag eine durchschnittliche Stärke von einem Meter haben. Die Kosten sind fast gleich Null, da die Steine nur von den Weinselbtern aufgegeben zu werden brauchen. — Noch südlicher, an der Grenze der Provinzen Bari und Lecce finden wir eine größere Ansiedlung, Namens *Alberobello*, die sich ganz aus solchen Häusern zusammensetzt; Abbildungen brachte vor kurzem die Leipziger Illustrierte Zeitung (16. Februar 1899).

\*\*) Es ist recht auffallend, wieviel Anklänge an das Französische sich aus der Zeit der Franzosenherrschaft hier im Volksmunde erhalten haben; so hörten wir: *tu diminui* statt *tutto diminuito*, hier statt *jeri* u. a.

unbeleckten Karren war unbeschreiblich lustig, wir kamen flott vorwärts, da alles überflüssige Holz und Leder fehlt, und die hohen Räder die Schnelligkeit fördern; die Luft war köstlich frisch, die farbenreiche Landschaft unendlich fesselnd, alles versetzte die Seele in frohe Schwingungen und erhob sie über das Gefühl des Alltäglichen und Kleinlichen, und dazu gesellte sich die eigentümliche Empfindung, daß man hier einmal ganz aus dem Banne unsrer heutigen auf Vermöhnung und Verweichlichung berechneten Erfindungen herausgerissen und völlig in ein jahrtausendealtes, unverändert gebliebenes Kulturleben hineinversetzt wurde. Eine feierliche Stimmung aber bemächtigte sich unsrer, als unser Ziel, das Hohenstaufenschloß Castello del Monte, allmählich deutlicher erkennbar wurde und seine weithin sichtbaren dunkeln Umrisse festere und klarere Gestalt annahm. Aus hohem, nebligem Norden waren wir gekommen, um in dieser einsamen, sonnendurchglühten Landschaft dem Andenken unsers großen Kaisers zu huldigen, der einst durch seine verfehlte Politik dem Vaterlande und seiner Einheit unermesslichen Schaden zugefügt und dennoch dank seiner alles überstrahlenden Persönlichkeit im Herzen des deutschen Volks als die Verkörperung des Reichsgedankens und als das Pfand einer bessern Zukunft fortgelebt hat, der in Verwaltung und Kunst und Wissenschaft und Volkswohlfahrt für diese süditalienischen Provinzen eine Blütezeit herbeigeführt hat, die noch jetzt allüberall die höchste Bewunderung herausfordert und fast ohne gleichen dasteht. Hier in diesem Schlosse hatte er wiederholt gewilt und von hier aus der geliebten Falkenjagd obgelegen, um Erfrischung und Erholung von den Mühen und Kämpfen seines thatenreichen Lebens zu finden. Und dann hatte sich das Blatt gewandt. Undank und Verrat hatten die Herrschaft der Hohenstaufen gestürzt, die Anjous waren an ihre Stelle getreten und hatten, um sich zu behaupten, mit unsagbarer Grausamkeit gegen die Nachkommen des gewaltigen Fürsten gewütet. Hier in Castello del Monte haben sie Friedrichs Enkel, die noch im zartesten Kindesalter stehenden Söhne Manfreds gefangen gesetzt und sie in dreiunddreißigjähriger schwerer Kerkerhaft schmachten lassen.

Die letzte Wegstrecke, von einer Cisterne ab den eigentlichen Burghügel hinauf, ist steinig und unfruchtbar, kaum das elendeste Gras entsproßt diesem Boden; nur hier und da blüht verborgen im Geröll eine Orchidee. Das Castello selbst ist ein gleichzeitiges Achteck, das einen gleichartigen, achteckigen Hof umschließt.\*) In jede äußere Ecke ist ein achteckiger Turm hineingebaut, und zwar so, daß zwei seiner Seiten vom Hauptgebäude umschlossen werden. Den Eingang gewährt auf der Südseite ein riesiges Portal, das von Halb-

\*) Eine genauere Beschreibung giebt Schulz, Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Süditalien, 1860, I. S. 159 ff. nebst Abbildungen; vergl. ferner den Aufsatz von Carl Frey in der Deutschen Rundschau, August 1891. Ich erwähne hier noch, daß, wie die Kustodin versicherte, das Schloß nicht unterkellert ist, aber auf einer 4 Meter tiefen, festen Untermauerung ruht.

pilastern, vorspringenden Löwen und Dreiecksgiebel gebildet ist. Das Innere enthält zwei Stockwerke je mit acht Räumen, von denen jeder den Außenwänden genau entspricht, sodaß er ein regelmäßiges Trapez darstellt. Jeder Raum ist mit einem von vier Säulen getragenen quadratischen Kreuzgewölbe eingedeckt; infolgedessen bleibt auf zwei Seiten je ein spitzwinkliges Dreieck übrig, das eine Art spitzbogigen Tonnengewölbes erhalten hat. An die Stelle der Säulen treten im obern Stockwerk Bündel von je drei Säulen, um eine etwas größere Leichtigkeit und Heiterkeit des Baueindrucks zu erzielen. Die Belichtung geschah ursprünglich durch kleine Maueröffnungen; die jetzigen gotischen Fenster stammen aus der Zeit der Anjous. In den Türmen liegen die Treppen und Aborte. Das Material des Baues ist der graugelbe Kalkstein der Umgegend; die Wandbekleidung im Innern mit ihrem rautenförmigen Muster, die Thürumrahmungen, Ramin- und sonstigen Anlagen sind aus einem sehr einschlußreichen, roten Marmor (brecciato) gearbeitet. Der Zustand des Baus ist im allgemeinen gut; die Regierung, die nach Gregorovius Angabe das Schloß im Jahre 1875 für 25000 Lire gekauft hat, sorgt für die Erhaltung, indem sie hier einen ständig anwesenden Custode unterhält und jährlich mehrere Hundert Lire für die erforderlichen Ausbesserungen ausgiebt.\*)

Der Stil des Baus ist für einen Deutschen schwer zu klassifizieren. Wir haben in Deutschland kein Werk, das sich auch nur annähernd in Vergleich stellen ließe. Castel del Monte ist eine architektonische Schöpfung von ganz selbständiger Art. Gewisse Glieder, wie das Portal oder die Säulen, sind noch echt romanisch, mit dem klassizistischen Beigeschmack, der uns auch in gewissen gleichzeitigen oder etwas frühern Werken Oberitaliens und der Provence begegnet. Die Gewölbeform dagegen kann als ein Vorläufer der Gotik gelten und findet sich so nur in französischen Bauten jener Zeit wieder. Durch diesen Umstand hat sich der berühmte französische Gelehrte Bertaux bestimmen lassen (in einem im Jahre 1897 erschienenen Berichte,\*\*) den Baumeister als Franzosen oder doch zum mindesten als in Frankreich ausgebildet zu bezeichnen. Es ist überhaupt für uns Deutsche recht beschämend, daß unsre westlichen Nachbarn für die italienischen Kunstschöpfungen unsrer Hohenstaufen ein viel lebendigeres Interesse hegen und bethätigen als wir; so hat z. B. Herr Chauffemiche als pensionnaire de l'institut de France im Frühjahr 1897 etwa sechs Wochen hier gearbeitet, gemessen und gezeichnet.

(Schluß folgt)

\*) Die Oberaufsicht führt der sehr liebenswürdige Ingenieur und Provinzialkonservator Cav. Carlo in Trani.

\*\*) Comtes-rendus de l'académie des inscriptions et belles-lettres. IV. Série. Tom. XXV. Paris, 1897. S. 432 ff. Ich hoffe demnächst an anderer Stelle den Nachweis zu bringen, daß seine Ausführungen nicht ganz einwandfrei sind.

